

Zukunft und „Zukunftsbewusstsein“

Von der Utopie als „Nirgendwo“ zum Vorankommen als Erfahrung („Fortschritt“)

Unser „Geschichtsbewusstsein“ braucht den besorgten Blick in die Zukunft, wenn es kritisch und schöpferisch in der Gegenwart wirksam werden soll. Dieser Blick in die Zukunft müsste sich von der ereignisgeschichtlichen und kommerziellen Bindung an Vergangenheit und Geschichtswissenschaft lösen und damit die kommunikative, emotionale und erziehungswissenschaftliche Seite der historisch-politischen Bildung freisetzen.

Im Ausblick auf die Zukunft und im Hinblick auf die nachwachsenden Generationen haben verantwortungsbewusste Erwachsene nicht nur die objektiven Daten vor Augen, die nicht sehr ermutigend sind (Arbeitslosigkeit, Klimakatastrophe, Atommüll, Ausbeutung, Sexismus usw.), sondern auch die Lebensansprüche der jungen Menschen und ihre subjektiven Kräfte, die gebraucht werden und gestärkt werden müssen, wenn die Herausforderungen angenommen und bewältigt werden sollen.

Die schwer oder gar nicht zu integrierenden lebensgeschichtlichen Erfahrungen bilden zwar den Quellgrund für die Psychohistorie, so wie sie *hier* konstruktiv vertreten wird. Diese bilden aber weder methodologisch noch inhaltlich Vorbild-Inhalte für die nächsten Generationen, die ihre eigenen Ausgangs- und Mittelpunkte finden müssen. Das gilt auch für die emanzipatorischen Zielpunkte des Fühlens und Denkens, die nicht als Utopien oder Wunschbilder der Realität entweichen, sondern als Erfahrungen des Vorankommens in der Erfahrung wirken („Fortschritt“).

Ein vergleichbarer Ausblick in die Zukunft findet Bestätigungen u.a. im Werk Sigmund Freuds (1856 -1939), der in seinen späteren Werken das ganze Leben zwischen Todestrieben (Thanatos) und Lebenstrieben (Eros) eingespannt sah und damit die Trieblehre im engeren Sinn hinter sich ließ (→Freud, *Das Unbehagen in der Kultur*). Wir haben die Freiheit, Freuds dualistisch angelegtes Denken psychohistorisch als Spannung in einer übergreifenden Einheit aufzufassen, die bei Freud selbst durch den Beruf des Arztes gegeben war. Mit dem Beruf des Lehrers und der Lehrerin verhält es sich m.E. ähnlich. Umgangssprachlich ist ein „Trieb“ etwa dasselbe wie ein Drang, ein Reiz, eine heftige Neigung. Erich Fromm verstand die Todestriebe als „nekrophile Neigungen“. Der „Lebenstrieb“ weist psychohistorisch so oder so in die Zukunft.

Lebenstriebe setzen sich nicht ohne Weiteres durch. Sie finden ihre Bahn nicht, geraten auf Abwege, verstecken sich ängstlich oder laufen sozusagen zum Feind über; sie werden erdrückt durch Vergangenheitslasten und missbraucht, behindert durch destruktive Pathologien oder brutal ganz ausgeschaltet. Individuelle Fallstudien belegen diese beklagenswerten Prozesse mit immer neuen Details. An entsprechenden kollektiven Psycho-Pathologien fehlt es nicht (Geschichten des Faschismus, der Kommunismus), aber sie sind nicht ebenso deutlich zu rekonstruieren wie individuelle Krankheitsgeschichten.

Menschlich-sozialer Fortschritt ist nie gesichert, immer gefährdet, und er bleibt angewiesen auf die leisen Stimmen der Vernunft, die wir alle in uns hören, allzu oft aber auch überhören. Zweierlei hat die Corona-Pandemie schmerzhaft deutlich gemacht:

- erstens die Verflechtungen der Weltgemeinschaft, sowohl materiell und technologisch (Flugverbindungen, Tourismus, Globalisierung der Ideen und Programme im Internet) als auch ideell und moralisch (Verteilung der Impfstoffe, Benachteiligung der Schwachen im Weltganzen);
- zweitens die Fortdauer der Lebenstriebe in Formaten des kapitalistischen Konkurrenzkampfes, der nicht zu vermeiden ist, aber entschärft und gelenkt werden kann.

Psychohistorie enthält sich der alternativen Zukunftsentwürfe vor allem dann, wenn diese „utopisch“ sind, das heißt wörtlich: keinen Ort haben, mithin Wünsche, Sehnsüchte und Fantasien bedienen, aber keine Realitäten. Stattdessen sind Fortschritte als Elemente der Geschichtserfahrung dingfest zu machen und dem Zukunftsbewusstsein als Denkmateriale zur Verfügung zu stellen. Die Publizisten des Barock hatten nach den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges einen anderen Blick auf Vergangenheit und Zukunft (das Element der Trauer und der Klage sticht ins Auge) als die Publizisten der Aufklärung, unter denen Sébastien Mercier (1740-1814) zu Wort kommen soll (Kasten).

Im krassen Unterschied zu anderen bekannten Utopien, die Idealgesellschaften an einem unbekanntem Ort imaginieren, beschreibt Mercier eine eintägige Traumwanderung durch Paris im Jahre 2440, in der wir, die Leserinnen und Leser, vor allem den Verfall der alten monarchischen Institutionen erleben. Das Buch hat vierundfünfzig Kapitel, die aber, den flüchtigen Eindrücken und Gedanken des Autors entsprechend, alle vergleichsweise kurz gehalten sind. Merciers Zukunftsvision verband psychohistorisch den Fortschrittsoptimismus der Aufklärung mit dem der den Untergang verhasster Unfreiheiten.

Im letzten Kapitel wird Versailles besichtigt und - „quelle surprise!“ – unser Traum-Tourist sieht nur jämmerliche Überreste einer früheren Pracht, Ruinen, Trümmer und andere Vergänglichkeiten. Er trifft einen alten Mann, der dort herumirrt und in Tränen ausbricht, als er ihn anspricht: es ist Ludwig XIV.

Psychohistorisch ist das Buch wegen seiner Verbindung von geschichtsphilosophischen Vergänglichkeitsimpressionen und aufklärerischen Zukunftsvisionen eine Fundgrube. Mercier konnte sich nicht vorstellen, dass sich in unserer Zeit vor dem Schloss von Versailles lange Schlangen von Besuchern bilden würden, die die gut erhaltene, ja kostspielig gepflegte Pracht als flüchtigen Lebensgenuss goutieren wollen.

Es folgt eine ganz andere Inhaltsvariante der Verflechtungen von Gegenwartserfahrungen und Vergangenheitsbefunden. Sie setzt bei einer Gegenwartserfahrung an, projiziert diese als Frage auf Geschichte und schließt mit einem Ausblick auf die Zukunft ab.

In einem Zeitungsartikel fiel mir der mehrmals und mit Nachdruck verwendete Ausdruck „attention economy“ (Warzel 2021) auf, die mit großen Geldsummen und digital verfügbaren Mitteln Prioritäten der Beachtung durchzusetzen sucht, egal für welchen Zweck. Es lag nahe zu überlegen, wie das Bedürfnis nach Aufmerksamkeit früher geregelt war, und mir fiel spontan die *Agora* ein, der zentrale Fest-, Versammlungs- und Marktplatz der griechischen Polis ein (selbstverständlich ohne Anspruch auf hundertprozentige Übereinstimmung).

Bei Christian Maier (S. 442) finden wir folgende Beschreibung der Agora:

„Mit der Enge der Häuser, Gassen und Straßen kontrastierte der große Platz der Agora in der Mitte der Stadt. Nirgendwo war man weiter als zehn bis fünfzehn Minuten von ihm entfernt, je nachdem, wie man vorankam. Er muss die Männer magnetisch angezogen haben. So pflegte sich der Markt am Vormittag zu füllen. Es gab vielerlei Geschäfte, politische und andere, zu erledigen, man hörte das Neueste; jeder hatte, wie es in einer Quelle heißt, einen Laden, wo er hereinzuschauen pflegte, sei es ein Parfumverkäufer, ein Friseur, ein Schuster oder wer immer. Es taten sich mit der Zeit auch Badehäuser auf, meist Rundbauten, die Wannen mit dem Kopfende zur Wand angebracht. Um von Gast- und Freudenhäusern zu schweigen.“

Die Agora spiegelt in diesem Überblick zwar sexistische und ausbeuterische Ungleichheiten der antiken Männer-Gesellschaft; Sklaven treten in dem Text überhaupt nicht auf, Frauen nur indirekt als Vergnügungsobjekte der Männer. Als alternatives Anregungspotenzial für das Nachdenken über die Frage nach der Befriedigung von Aufmerksamkeitsbedürfnissen ist die griechische Agora trotzdem geeignet, da und insofern

ihre krude Realität psychohistorisch auf Chancen und Potenziale weiterer Entwicklungen verweist. Es ist ja nicht absurd, an Versammlungsorte und Marktplätze zu denken, wo sich alle Bürger und Bürgerinnen treffen und austauschen können. Realgeschichte kann und sollte das Nachdenken über die Zukunft in diesem Sinn immer wieder antreiben.

Ähnliche Überlegungen werden angestoßen, wenn wir uns mit dem (→) Olympischen Frieden beschäftigen, zumal dieser in der Antike alles andere als sicher war und erst 1896 durch (→) Pierre de Coubertin neue Gestalt annahm, die bis heute Wirkung zeitigt.

Zusammengefasst: Wir brauchen die Konfrontation mit Personen und Institutionen der Geschichte, die uns gleichsam auffordern, dem Suggestionsdruck der scheinbar unentrinnbaren Gegenwart nicht nachzugeben.

Während im individuell-subjektiven Kontext Integrationen des Desintergrierten therapeutisch möglich sind oder zumindest auf den Weg gebracht werden können, sind parallele Entsprechungen im geschichtlich-objektiven Sachzusammenhang mehr als schwierig. Auschwitz, die Atombombe, Pandemien und zahllose historisch-politische Verrücktheiten können als Verheerungen bekämpft, aber nicht endgültig überwunden werden. Für Auschwitz als leibhaftige Erfahrung gibt es keine treffenden Worte (Stephens 2021).

Doch auch das, ja insbesondere das, gehört ins Zukunftsbewusstsein.

Die erste psychohistorische Frage nach der spürbaren Eindämmung der Pandemie ist nicht, was sich „schon“ *normalisiert* habe und was „noch nicht“, sondern ob in unseren Einstellungen zur Geschichte ein Wandel, ein Umdenken, ein Lernprozess sichtbar ist. Hermeneutisch sollten wir beim Nachdenken über diese Frage nicht im Kollektiv-Psychischen ansetzen, das immer in Gefahr ist, im Ungefähren zu entgleiten, sondern im Materiell-Realgeschichtlichen, bei sinnlich spürbaren Veränderungen, etwa im globalen Tourismus, der ja massive Veränderungen verkraften musste. Durch das Ausbleiben der großen Kreuzfahrtschiffe seien die Wale wieder besser zu hören (→ „Walgesang“), erfahren wir in einer Reportage über die Folgen der Corona-Pandemie im Tourismus (→ Foderaro). Welche Beachtung wird der Walgesang, hier als Symptom exemplarisch genannt, im globalen Diskurs finden?

Das Bild vom Anfang der Textfolge wird hier zum Abschluss noch einmal gezeigt, mit einer kleinen Änderung, die der zukunfts-offenen Dynamik des Psychohistorischen geschuldet ist.

Literatur

Foderaro, Lisa W.: Tourism crash: The good and the bad for Earth. In: *New York Times*, Thursday, April 1, 2021.

Freud, Sigmund: Fragen der Gesellschaft / Ursprünge der Religion. Sigmund-Freud-Studienausgabe, Bd. IX (hier u.a. *Das Unbehagen in der Kultur*). S. Fischer, Frankfurt a.M. 1974.

Frey, Michael: 10.000 Kilometer für den Frieden. In: *Die Zeit*, 17. Dezember 2020.

Ippnw forum: Magazin der internationalen Ärzte für die Verhütung des Atomkrieges, Nr. 164 (Dez. 2020).

Laplanche, J. / Pontalis, J.-P.: Das Vokabular der Psychoanalyse (hier u.a. ein Artikel über die „Todestribe“). Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1986.

Meier, Christian: Athen. Ein Neubeginn der Weltgeschichte. Siedler, Berlin 1993.

Schulz-Hageleit, Peter: Die leisen Stimmen der Vernunft. Tonaufnahmen im Schlachthaus der Geschichte. Centaurus, Herbolzheim 2006.

Snowden, Frank M.: Epidemics and Society. From the Black Death to the Present. Yale University Press, London 2019.

Stephens Bret: Can we really picture Auschwitz? In: *The New York Times*, Tuesday, April 6, 2021.

Warzel, Charlie: What are you paying for when a GIF costs 25,000? In: *The New York Times*, March 26, 2021.